

7. Provinzielle Größe

»When Meusebach would emerge from his frequent baths in this retreat, wearing a white shirt as was his custom, he would recite verses in Latin.« ›Why in Latin?‹ he was asked. His answer was, ›I speak gratitude to the Romans in their language for instituting a bath of this style, entered by steps.« (King 1967)

Bettina im Llano County, Millheim im Austin County, Latium im Washington County, Sisterdale und Tusculum im Kendall County – ab 1847 gründeten deutsche Freidenker in Texas Siedlungen mit dem Ziel, humanistisch inspirierte und egalitäre landwirtschaftliche Gemeinden zu begründen. Die 40 jungen Männer aus Darmstadt hatten allerdings statt Werkzeugen und Vieh viel Idealismus, Bücher, Porzellan, Gemälde, Musikinstrumente und philosophische Gedanken mit in die Wildnis gebracht.

Dr. Ernst Kapp, ein bedeutender und hoch geachteter Professor der Philosophie und Geschichte, Edward Degener, Mitglied der Paulskirchenversammlung von 1848, der Journalist Dr. Carl Adolph Douai, Baron Ottfried Hans Freiherr von Meusebach – es waren fast ausschließlich ehemalige Studenten der Architektur, Sprachen, Medizin, Pädagogik, Mathematik und Jura aus Gießen und Heidelberg. Die Ortschaften, etwa das nach Bettina von Arnim benannte Bettina, waren als Lateinersiedlungen bekannt, weil die deutschen Siedler philosophische Debatten auf ihren Veranden in Latein zu führen pflegten, und weil die humanistische Bildung das zentrale Ideal der Erziehung darstellte. Reisende wie Herzog Paul von Württemberg und Frederick Law Olmsted, einer der größten amerikanischen Landschaftsarchitekten, zeigten sich

beeindruckt davon, auf solch gebildete Männer in der Wildnis zu treffen.

Die Lateiner wandten sich dezidiert gegen die Sklaverei und brachten die Vision einer besseren Gesellschaft mit sich; und sie zeichneten sich durch eine Offenheit gegenüber den Comanchen aus, die sie – anders als die Siedler angloamerikanischer Herkunft – als Menschen betrachteten, mit denen man Verträge abschließen konnte und diese auch einzuhalten gedachte.

Aber sie waren in ein Land voller Gefahren gekommen, und die Probleme, vor denen sie standen – die Verteidigung gegen feindliche Indianer, mexikanische Desperados und marodierende Grenzbanditen; der Kampf gegen Hitze, steinigen Boden und Wasserknappheit, die geringe Siedlungsdichte, die Ferne von anderen Siedlern und die Abwesenheit des Staates – mussten pragmatisch angegangen werden. Mit Lateinkenntnissen und abstrakten philosophischen Debatten ließ sich jedoch keine Klapperschlange erschlagen, kein Land bestellen und kein Gauner beeindrucken. Außer in Sisterdale scheiterten die utopischen Gemeinschaften nach kurzer Zeit kläglich, die Freidenker zerstreuten sich und manche gründeten neue deutsche Gemeinden – wie das nach dem Dichter Ludwig Börne benannte Boerne. Andere zogen vornehmlich in größere Städte, nach Houston oder San Antonio, wo sie 1859 die »German-English School« gründeten, die nach Friedrich Schiller benannt wurde und in der Religionsunterricht verboten war (Fischer 1980).

In der Spiegelhalle des Selbst – texanische Nabelschau

Die texanische Mentalität begründet sich zu einem Großteil auf einer Grenzlanderfahrung, wie sie etwa die Lateiner durchmachen mussten: Fertigkeiten und Kenntnisse aus der alten Heimat halfen hier nur selten weiter. Heute ist das humanistische Erbe weitgehend verschwunden, auch wenn sich das Flaggschiff der texanischen Aufklärung, die University of Texas in Austin (UT), redlich darum bemüht, die Studenten für den Umgang mit Fremdheit und kultureller Verschiedenheit zu sensibilisieren. Im Gegensatz zu den Lateinern des 19. Jahrhunderts weisen sich heute die fast ausschließlich texanischen Studenten zum Großteil durch Provin-

zialismus und extreme Selbstbezogenheit statt durch kosmopolitische Weltoffenheit aus – statt der Brüderlichkeit herrscht ein hypertrophes Überlegenheitsbewusstsein und statt der Freiheit des Geistes die große Bedürftigkeit nach klaren Spielregeln. Das hat damit zu tun, dass die meisten Texaner wenig über die Welt wissen und auch wenig darüber wissen wollen:

»Für den durchschnittlichen Amerikaner [und für den durchschnittlichen Texaner ganz besonders], der niemals den Atlantik überquert hat und dessen Bild der EU fast nur aus oberflächlichen Fernsehberichten stammt, bleibt Europa ein weit entferntes Land von Nationalstaaten und klischeehaften nationalen Stereotypen. Viele Amerikaner wissen bis heute nicht, dass der Euro zwölf europäische Währungen ersetzt hat und dass es Wahlen für ein europäisches Parlament gibt.«

Dies schreibt John Hickman (2005), Professor für Politikwissenschaften am Berry College in Georgia. Natürlich kennt auch der durchschnittliche Europäer, der niemals den Atlantik überquert hat, von Amerika wenig mehr als klischeehafte Stereotypen – nämlich Cowboys und Crackdealer, picklige High-School-Quarterbacks und *Desperate Housewives*. Und was wissen wir schon über die einzelnen Staaten der USA? Von New York und Kalifornien haben wir vielleicht noch die komplexesten Vorstellungen, schon alleine deshalb weil jeder zweite Film in Manhattan spielt und weil fast jedermann eine Cousine hat, die schon einmal am Pazifik den Highway Number One von San Francisco nach Los Angeles hinuntergefahren ist und wir all ihre Dias anschauen mussten. Von Oklahoma wissen wir gerade noch, dass es da mal ein gleichnamiges Musical gab, sehr viel mehr dürfte uns dazu jedoch nicht einfallen. Von Nebraska wissen wir dann gar nichts mehr und von Rhode Island haben wir noch nicht einmal den Namen gehört, wahrscheinlich verwechseln wir es mit Fire Island. Die Unkenntnis über die andere Seite des Atlantiks ist also durchaus nicht nur bei den Amerikanern angesiedelt.

Herrscht bei Amerikanern und Europäern also dieselbe Unkenntnis über die Welt? John Borneman (2003), Professor für Ethnologie an der Eliteuniversität Princeton, bezweifelt das. Er behauptet, Europa habe nach dem Zweiten Weltkrieg und verstärkt durch den Europäischen Einigungsprozess gelernt, mit der kulturellen Vielfalt und Unterschiedlichkeit der Nationen zu leben und

umzugehen – auch wenn man diese Andersartigkeit nicht immer schätzte, etwa weil man auch in Europa häufig Vorurteile gegen die eine oder andere Nation hege. Aber auf die eine oder andere Weise müsse die Fremdheit anderer Kulturen und Nationen zur Kenntnis genommen werden, man könne sie nicht ignorieren.

Im Gegensatz dazu betriebe man in den Vereinigten Staaten zunehmend Nabelschau und pflege eine provinzialisierte Welt-sicht. Kulturelle Differenz, Vielfalt und Dissens seien etwas, mit dem man schwer umgehen könne. Diese Schwierigkeiten erklären mir meine amerikanischen Kollegen mit der Weite des Landes, der Möglichkeit des Ausweichens und der Ferne von anderen Nationen: Die Siedlungsstruktur ermöglicht es, dem Kontakt mit anderen und vor allem andersartigen Menschen aus dem Weg zu gehen. Außerhalb der homogenen Wohnviertel in Suburbia sind Institutionen, die einen gelebten Kosmopolitismus ermöglichen könnten – die begehbare und verdichtete Stadt – in Texas (mit Ausnahme des mexikanisch geprägten San Antonio) weitgehend inexistent. Die Arenen, in denen ein auf ungeplanter sozialer Begegnung basierender diskursiver öffentlicher Raum stattfinden kann¹ sind äußerst begrenzt. Ein Symptom dafür ist, dass gesellschaftspolitische Statements vor allem in jenem Kontext abgegeben werden, in dem sich Menschen noch am ehesten begegnen: im Straßenverkehr über die Aufkleber, die jeden zweiten Kofferraum schmücken.

Um überhaupt ein aushäusiges Sozialleben zu führen und unter Menschen zu sein, müssen Amerikaner etwas zielgerichtetes unternehmen.² Sie müssen gezielt konkrete Örtlichkeiten aufsuchen, an denen sich Menschen aufgrund eines gemeinsamen Interesses zusammenfinden, und sind daher aktiver und motivierter als die Europäer. Dadurch erklärt sich zum Teil die Schnelligkeit,

-
- 1 Hierbei beziehe ich mich auf die grundlegende der von Jarren/Donges (2002: 109-136) ausformulierten drei Ebenen der Öffentlichkeit – nämlich die *Encounterebene* der ungeplanten zwischenmenschlichen Begegnungen außerhalb des familiären Nahkreises.
 - 2 Jarren/Donges (2002: 109-136) sprechen hier von Themen- oder Versammlungsöffentlichkeit. 8 Jarren, Otfried/Donges, Patrick (2002): *Politische Kommunikation in der Mediengesellschaft. Eine Einführung*. Band 1: Verständnis, Rahmen und Strukturen, Wiesbaden: Westdeutscher Verlag).

mit der man in amerikanischen Lokalen mit Wildfremden ins Gespräch kommt.³ Auf der anderen Seite bedeutet das bloße »Unter-Leuten-Sein« in Europa nicht automatisch, dass man auch »mit« Leuten ist. Man könnte behaupten, dass die Dichte in Europa oft zur Distanz, Abgrenzung und Vereinzelung beiträgt, während die räumliche Vereinzelung in Amerika zu Kontaktfreudigkeit führt. Oder anders: Amerikaner sind aus der Not der räumlichen Vereinzelung heraus kommunikativer, Europäer benötigen aus Not der räumlichen Dichte dagegen Distanz zueinander.

Unter Provinzialisierung versteht Borneman auch das bejahende Verhältnis zum Desinteresse an der Welt außerhalb der eigenen Mauern. Schließlich ist man davon überzeugt, die Welt nicht zu benötigen – nicht nur, weil man sich selbst in isolationistischer Weise vollauf genügt, sondern weil man selbst »die Welt« sei, und dabei im Herzen rein und gut.

Dieses ungetrübte reine Gewissen zeigte sich exemplarisch nach den Geschehnissen des 11. September 2001, als die amerikanischen Medien ausgiebig die Frage: »Why do they hate us?« aufwarfen. Nicht nur der einfache Amerikaner ist davon überzeugt, dass Amerika das Beste ist, was es auf der Erde gibt: Schließlich lebt man in großen Häusern und fährt große Autos, und im Fernsehen sieht man andere Länder, wo Leute in Lehmhütten hausen und nichts zu essen haben. Man hält sich für »the good guys«, und es ist nur selbstverständlich, dass alle anderen Menschen auf der Welt danach streben, so zu werden wie man selbst. Dies belegen die vielen Einwanderungsanträge aus aller Herren Länder. Dass es anders sein könnte ist – neben der Erfahrung der Verwundbarkeit im eigenen Land – der eigentliche Grund für den Schock nach dem 11. September.

Lebenspraktische Umstände kommen hinzu. Viele Amerikaner haben ihr Land noch nie verlassen und sich über die Ränder des Reiches gewagt, dorthin, wo die Barbaren hausen. Amerikaner haben gewöhnlich weit weniger bezahlten Urlaub als Europäer und verbringen diesen dann zumeist im eigenen Land. Darüber hinaus werden Grenzen nur mit Kanada und Mexiko geteilt, sind andere Nationen weit weg – »besonders in Austin«, so sagen meine Studenten an der University of Texas. In Europa müsse man

3 Das hat natürlich auch mit der historischen Erfahrung der Besiedlung zu tun.

sich mit anderen Ländern schon aus der Not heraus arrangieren. Hier aber befinde man sich im Herzen von Texas, da entfalle diese Notwendigkeit geradezu. Diese Auffassung ist weit verbreitet unter der zukünftigen intellektuellen Elite einer Stadt, in der 30,55 Prozent der Bewohner den Hispanic Americans zuzurechnen sind; in ganz Texas sind es 24,3 Prozent (Kemper 2004). 2030 oder 2040 wird es in Texas mehr Spanischsprechende als Anglophone geben, wie der Soziologe Dudley L. Poston von der Texas A&M University verkündet.⁴ Aber die große Mehrheit der Weißen erachtet es weder für erstrebenswert noch für notwendig, die Sprache der Handwerker, Hausmädchen, Gärtner und Automechaniker zu erlernen.

Man kann in den USA nicht nur leicht dem Kontakt mit Fremden im Inneren entgehen, sondern auch dem Kontakt mit den äußeren Fremden. Das beginnt damit, dass die Welt nicht präsent ist. Dass Amerikaner Schwierigkeiten damit haben, sich selbst mit einem fremden Blick zu betrachten, liegt nicht nur an der allen imperialen Perspektiven eigenen Überzeugung, selbst das Zentrum zu sein und alles andere nur eine minderwertige Abweichung davon. Kritik aus der Peripherie des Reiches oder gar von jenseits der Grenzen wird an jedem Hofe bestenfalls gönnerhaft geduldet – ernst nimmt man sie nicht.

Amerikaner wehren sich zum Beispiel mit allen Mitteln dagegen, von außen kritisiert zu werden. Typisch hierfür sind Reaktionen wie die des New Yorker Gouverneurs Pataki gegen das an der Stelle des World Trade Centers geplanten International Freedom Center (IFC), weil darin auch danach gefragt werden sollte, »warum die Anschläge vom 11. September passierten und was danach geschah.« Pataki: »Ich brauche die absolute Garantie, dass im IFC nichts passiert, was Amerika kritisiert.« (Jensen 2005)

Dazu kommt, dass es eines großen Aufwandes bedarf, sich außerhalb des Internet aus nichtamerikanischen Quellen zu informieren. Ein Blick auf amerikanische Flughäfen ergibt, dass sogar kanadische oder – Gott behüte – gar mexikanische Zeitungen in den Kiosken nicht verkauft werden. Ganz zu schweigen von europäischen Blättern wie dem SPIEGEL, Le Monde oder der London Times. Ich spreche hier nicht von kleinen Regionalflughä-

4 <http://sociweb.tamu.edu/Faculty/POSTON/Postonweb/soci312/lecture5.pdf>

fen wie Austin, Texas oder Tampa, Florida, sondern von den großen internationalen Drehkreuzen Newark, San Francisco, Chicago, Atlanta, Washington DC und JFK in New York. Wer einmal versucht hat, dort ein nichtamerikanisches Printerzeugnis zu kaufen, weiß, wovon ich spreche.



Abb. 15: Bollwerk der Aufklärung: Glockenturm der University of Texas (Austin)

Schaut man auf das Fernsehen, dann stellt man auch hier fest, dass das Ausland nur dann präsent ist, wenn es um Großereignisse wie den Tsunami oder den Irakkrieg geht. Außerhalb des Nachrichtenprogramms, etwa in Dokumentarberichten, findet dies praktisch nicht statt – Formate wie das deutsche *Auslandsjournal* oder der *Weltspiegel* sind unbekannt.

Und im Kino dasselbe. Kaum ein ausländischer Film schafft es, jenseits von ein paar ausgewählten Programmkinos, auf die amerikanische Leinwand. Die Medienlandschaft schützt besonders die eigene, amerikanische Version der Realität. Eine zentrale Komponente ist es, dass heldische Filmcharaktere immer Amerikaner sind – und Amerikaner immer die Helden. Wann haben wir zuletzt einen amerikanischen Film gesehen, in dem etwa ein Brite oder Kanadier der Held und ein Amerikaner der Bösewicht war? Vielleicht 2004 in Peter Weirs für den Oscar nominiertem Film *Master and Commander* mit Russell Crowe ... wir erinnern uns, dass es um ein britisches Schlachtschiff ging, das in der Zeit Napoleons ein französisches Schiff um den halben Globus jagte und am Schluss die ›Froschfresser‹ spektakulär versenkte. Aber halt, mag man einwerfen, wo ging es denn hier um Amerikaner – oder gar um amerikanische Verlierer? Nun, die waren da, aber sie trugen welsche Masken. Denn trotz aller historischen Akkuratessse über das harte Leben an Bord auf einem Segler um das Jahr 1800 hatte der Film eine historische Schwäche. Denn in Patrick O'Brians Roman *The Far Side of the World*, der dem Film zugrunde liegt, war es nicht das französische Schiff Acheron, das vom britischen Zerstörer HMS Surprise vernichtet wurde, sondern die amerikanische USS Norfolk. Und es ging in der Buchvorlage auch nicht um die napoleonischen Kriege, sondern um den englisch-amerikanischen Krieg von 1814 (Anderson 2006; Paquin 2003).

Offensichtlich musste es für das Publikum nicht nur eine unzumutbare Impertinenz darstellen, dass eine fremde Nation (Großbritannien) es tatsächlich einmal gewagt hatte, die USA anzugreifen, sondern auch, dass die Amerikaner böse und dann auch noch Verlierer sein könnten wie in O'Brians Buch. Dass man den Feind zum Franzosen macht (wurde John Kerry nicht als käsefressender »Monsieur Jean Cherie« verunglimpft), ist 2003, in der Zeit des Golfkrieges, sicherlich weder unwillkommen noch unbeabsichtigt – schon gar nicht von einem Sender wie FOX, der dem erzkonservativen Rupert Murdoch gehört.

Vor manchen Wahrheiten muss man die Angehörigen der größten Nation der Welt eben schützen. Etwa, dass Amerika dieselben Probleme haben könnte wie ganz normale Länder auch.⁵

5 »Als die ausländische Presse von den Hurrikan-Opfern in den Lagern als refugees, Flüchtlinge, berichtete, reagierten die Amerikaner

Eine dieser Wahrheiten ist es, dass der amerikanische Weg, die Welt zu ordnen, genauso wenig normal und natürlich ist wie der jeder anderen Nation. Nehmen wir den spezifischen Umgang mit Geschlechtlichkeit anhand zweier Filme, die weltweit große Kinoerfolge waren: der französische Film *La Cage aux Folles* und der australische Film *The Adventures of Priscilla, Queen of the Desert* – beide Filme porträtieren Homosexuelle auf eine Weise, die nicht den herrschenden amerikanischen Familienwerten entspricht. Auch wenn beispielsweise *La Cage aux Folles* sich in gewisser Weise über Homosexuelle lustig macht und sie als leicht hysterisch stereotypisiert, so lässt er Albin, Renato und den anderen Tunten ihre eigene Würde – und am Ende ist er ein Plädoyer für das Recht, anders zu sein. Lächerlicher noch als die Tunten werden der rechtsextreme Politiker, der potentielle Schwiegervater von Renatos Sohn und dessen traditionelle Familienwerte durch den Kakao gezogen. Auch in *Priscilla* besitzen die Tunten nicht nur eigene Biographien sowie ein Liebes- und sogar ein Sexualleben, vielmehr werden ihnen ihre Probleme, die sie würdig zu bewältigen versuchen, durch die heterosexuelle Mehrheitsgesellschaft beschert.

Eine derartige Eigenständigkeit kann dem amerikanischen Durchschnittspublikum schwerlich zugemutet werden und bedarf einer Anpassung an die amerikanischen Familienwerte. So sind die US-Versionen der beiden Filme offen homophob, sie porträtieren Schwule als würdelose und lächerliche Laffen. Die Charaktere dienen nur als Folie für einen heterosexuellen Lebensstil. Dies trifft insbesondere auf die Charaktere der *Priscilla*-Adaption *To Wong Foo* zu. Die Hauptfiguren, allesamt Transvestiten, besitzen kein eigenes Liebes-, geschweige denn ein Sexualleben – ihre Aufgabe ist es, wie bizarre Feen mit weisem Rat und guter Tat die Beziehungsprobleme rassistischer Hinterwäldler zu lösen und dadurch die heteronormative Ordnung wieder ins Recht zu setzen.

Werte und ökonomische Interessen gehen hier Hand in Hand, denn die amerikanische Filmindustrie war schon immer dahingehend parasitär, dass sie die Rechte und Geschichten von nicht-amerikanischen Erfolgen aufkaufte, sie mit amerikanischen Set-

aufgebracht. Flüchtling ist ein Wort, das man bitte anderswo benutzt, das ist etwas, das in Europa oder Asien existiert, aber gefälligst nicht in Amerika.« (Sennett 2005)

tings, Schauspielern und Rollen neu drehte und gleichzeitig den amerikanischen Markt für fremde Filme abschottete.

Ich möchte mich jetzt aber weniger den ökonomischen Gründen zuwenden als den kulturellen Implikationen. Diese sind grundlegender Natur. Dabei geht es nicht alleine nur darum, eine französische oder australische Geschichte mit einem amerikanischen Inhalt zu besetzen, sondern sehr viel weitgehender auch darum, die Charaktere zu Amerikanern zu machen, die Geschichte in die USA zu verlagern und amerikanische Schauspieler anzuheuern. Dabei möchte ich nicht sagen, dass das umgekehrte Schema jedermanns Sache sein sollte – und denke dabei an all die Melodramen von Rosamunde Pilcher – die originalgetreu in Irland oder England spielen (und auch dort gedreht werden) – und in denen Günther Schramm, Jutta Speidel und Ralf Bauer englische Landadelige, irische Tierärztinnen oder verschollene Erben aus einer der Kolonien spielen. Aber wenigstens werden diese Geschichten nicht nach Sylt oder Usedom verlagert – und auch die Figuren (wenngleich nicht die Schauspieler) sind nicht-deutsch. In den USA wäre so ein Konzept undenkbar: In einem Film wie *Three men and a baby* – die Originalversion *Trois homes et un couffin* stammt aus Frankreich – spielen Tom Selleck und die Anderen keine Franzosen und die Geschichte bleibt auch nicht in Paris, wo sie hingehört, sondern es werden Amerikaner daraus und die Geschichte spielt – wer hätte es gedacht – in Manhattan ...



Abb. 16: *We are the world ...*

›Und was ist mit dem Internet?‹, mag man einwenden. Ja, ich sage nicht, dass über das World Wide Web nicht auch Texanern Informationen über die Welt da draußen zur Verfügung ständen. Ich verkenne auch nicht die Existenz kleiner und exzellenter Programmkinos, in denen ausländische Filme laufen. Und natürlich gibt es in New York Kioske, in denen man ausländische Presseerzeugnisse kaufen kann. Aber man muss entweder ganz schön gewieft sein oder aber große Anstrengungen unternehmen, um an Informationen zu kommen, die außerhalb der USA produziert wurden – ganz besonders in den mittleren und kleinen Städten und auf dem Land.

Fremdsprachenkenntnisse, Zeitungen, Fernsehen und Filme ... das amerikanische Leben – und besonders das texanische – spielt sich in einer Spiegelhalle ab, in der man immer nur sich selbst sieht. Lebensperspektiven von außen, besonders dann, wenn sie fremd oder neu sind, stellen schon alleine eine Verunsicherung oder gar Bedrohung des Eigenen dar.

Nun ist Ethnozentrismus, also die Überzeugung, dass die eigene Lebensgestaltung und Weltwahrnehmung selbstverständlich die richtige und anderen überlegen ist, beileibe kein amerikanisches Merkmal alleine – sie wohnt schlechterdings allen Kulturen und Gesellschaften inne. Spezifisch am amerikanischen Ethnozentrismus ist aber, dass er anderen Stimmen als denen von Amerikanern kein Gehör verschafft, sondern dass er sie beschweigt – durch harten (politischen, militärischen, ökonomischen) und vor allem durch weichen (medialen, popkulturellen) Druck. Nicht einmal in der Speerspitze jener Institutionen, die sich der Selbstkritik und Selbstreflexivität verschrieben haben, existiert ein Begriff für die eigene Weltsicht: In den amerikanischen Geisteswissenschaften, in denen man in den letzten Dekaden dominierende und hegemoniale Sichtweisen – seien es die männliche, die koloniale, die weiße oder die heteronormative Perspektive – mit dem Brustton der Anklage benannt und kritisiert hat, gebraucht man bis heute den Begriff *eurozentrisch*, aber so etwas wie den Begriff *americocentrism* wurde nicht geprägt.

Sogar in jenen wissenschaftlichen Disziplinen, die den fremden Kulturen am meisten verpflichtet sind, lässt sich feststellen, dass in den letzten Jahrzehnten eine provinzialisierende Wende vollzogen wurde. Dies hat mit dem Aufschwung der Identitätspolitik seit den 80ern zu tun. Selbsterkenntnis findet dort durch

Selbstbefragung und Selbstbekenntnis im Kreise Gleichartiger statt – im Gegensatz dazu steht die alte anthropologische Tradition, die zur Selbsterkenntnis des Anderen, des Fremden bedarf. Anstatt sich im Fremden zu spiegeln und zu erkennen, spiegelt sich das identitätspolitisch motivierte Individuum im Eigenen. In meiner eigenen Disziplin, der Ethnologie, ist Fremdheit für deutsche, britische und andere Studenten und Lehrende ein erkenntnisleitendes Prinzip; amerikanische Studenten dagegen verbleiben heute im eigenen Land und meiden selbst dort das Fremde. Meine texanischen Studenten interessierten sich nur selten für andere Gruppen, in erster Linie ziehen sie es sogar vor, über die jeweils eigene Gemeinschaft zu arbeiten – die chinesisch-amerikanische Studentin, die in Vietnam aufwuchs, wollte über die vietnamesisch-chinesische Diaspora in den USA forschen; der passionierter Football-Spieler wollte über die Kultur der amerikanischen Football-Clubs arbeiten; der Cheerleader des Universitätsvereines über Cheerleader. Diese Beispiele sind keine Ausnahmen, sondern die Regel. Mein Herz hüpfte, wenn es – selten – mal soweit war, dass ein Student das Land überhaupt verlassen wollte.

Die Verengung des Blickes – Bildungspolitik

Deutsche Bildungspolitiker und Wissenschaftsjournalisten, die wie die sprichwörtlich Pavlow'schen Hunde auf das Universitätsystem der USA blicken, denken dabei an Eliteuniversitäten wie Harvard, Yale und Princeton. Es stünde ihnen besser zu Gesicht, wenn sie sich sehr viel lebensnaher an einer guten Durchschnittsuniversität wie der University of Texas in Austin orientieren würden. Die UT ist die größte staatliche Universität der USA, und obwohl sie sich im nationenweiten Ranking im oberen Drittel befindet,⁶ so ist sie eben auch keine Elitenschmiede. Damit will ich

6 »US News consistently ranks Texas the best public university in the state and, in its 2006 rankings places it 17th among all public research universities in the U.S.[1]. It is considered one of eight Public Ivies. The university is one of the largest single-campus in the nation by enrollment, with nearly 50,000 undergraduates and graduate students attending. The Times Higher Education Supplement (Lon-

nicht behaupten, dass es an einer staatlichen Universität wie Austin keine intelligenten und brillanten Studenten gäbe. Aber die große Masse der Schüler und Studenten, das Mittelmaß also, das einer unterstützenden Anleitung bedürfte, um genau diese Kapazitäten des eigenen Denkens zu entwickeln, wird nicht gefördert.

Die Fixierung der deutschen Bildungspolitik auf die Freiheiten im Bereich der akademischen Entscheidungsmöglichkeiten des amerikanischen Modells – also die schnellen Besetzung von Stellen, die gute Betreuung von Doktoranden, die schnelle Umsetzung von Forschungsprojekten – übersieht, dass das, was den Reichtum unseres eigenen Landes ausmachte – nämlich ein breites und gut ausgebildetes Mittelmaß – dafür in den USA nicht im mindesten so ausgeprägt ist. Stattdessen verfügt man über eine große Zahl minder Qualifizierter. Dies bezieht sich übrigens nicht nur auf die Studierenden, sondern vor allem auch auf die abhängig Beschäftigten. Während in Deutschland beispielsweise (noch) gut ausgebildete Sekretärinnen den Weg durch die Verwaltungen lotsen und den kreativen Umgang mit formalen Regularien kennen, sitzen in den US-Verwaltungen schlecht ausgebildete und schlecht bezahlte Hilfskräfte, die sich eisern an die Formalien halten, um bloß nichts falsch zu machen. Die Mehrzahl all jener Angestellten im Dienstleistungs- und Verwaltungsbetrieb, denen es an Berufung, Möglichkeiten, Berechtigung, Fachkompetenz und vor allem Ermessensspielräumen ermangelt, verschanzt sich hinter dem Schlachtruf: »These are the rules!«

Unter dem Vorzeichen dieses Schlachtrufes gedeiht Sadismus besonders gut bei all Jenen, die sonst nichts zu sagen haben, und nun endlich einmal Anweisungen erteilen dürfen. Dies zeigt sich insbesondere bei einem amerikanischen Volkssport: dem *Queuing*. Amerikaner stellen sich gerne ohne zu Murren in lange Warteschlangen. Ob auf dem Amt, im Krankenhaus, am Flughafen sowieso oder vor Kinokassen: überall bilden sich Schlangen, so als herrsche sowjetische Brotnappheit. Das Besondere daran ist jedoch, dass diese Schlangen meist von anweisendem Personal kontrolliert werden. Ich erinnere mich an die Warteschlangen vor den Schaltern der Social Security Behörde. Dort sollte ich meine Sozialversicherungsnummer beantragen. In einem quadratischen

don), in its global research university ranking, highly places the university.« Wikipedia.org (10.09.2005)

Raum befanden sich vier Schalter, vor denen man anzustehen hatte. Es dauerte drei Stunden, bis man sein Anliegen vorbringen konnte. Da der Raum zu klein und die Schlangen lang waren, lehnten sich einige der Wartenden, unter ihnen auch ältere und gebrechliche Herrschaften, erschöpft an die Wand des Raumes. Wir hatten nicht mit der kleinen schlagstockbewehrten Uniformierten gerechnet, die uns mit selbstgerecht zuckenden Mundwinkeln und schneidendem Tonfall anblaffte, dass dies verboten sei und man »in line« zu stehen habe. Niemand traute sich zu fragen, warum dies nicht möglich sei, aber die Antwort kannte ich bereits aus zahlreichen ähnlichen Situationen »These are the rules!«

Bürokratien und Verwaltungen haben es von ihrer Struktur her überall an sich, sich selbst zu erhalten und ins dinosaurierhaft Verknöcherte und Unflexible zu tendieren. Zur Struktur gehört aber die Praxis; das Schmiermittel der gut ausgebildeten Lotsen auf dem Weg durch die Struktur – in vielen Ländern mittels Bestechung und Beziehungen, in Deutschland zumeist in Form einer findigen Sekretärin (deren Lob man nicht laut genug singen kann) – ist in US-Verwaltungen nur punktuell vorhanden, weshalb dort die bürokratische Maschinerie auf andere Weise ächzt und knackst als in Deutschland.

Die Fixierung der deutschen Bildungspolitik auf das Modell USA übersieht, wie unheilvoll sich die Bildungspolitik der Regierung Bush auf die Intelligenz der Schüler und Studenten auswirkt – wenn man unter Intelligenz das kreative und reflexive Entwickeln eigener Gedanken versteht. Denn die Regierung hat mit dem Programm »No child left behind« – kein Kind darf auf der Strecke bleiben – eine Generation geschaffen, die nicht dazu angehalten wird, eigene reflektive und kritische Gedanken über die Welt zu entwickeln. »Kernelement von »No child left behind« ist, dass alle Schulkinder in den USA jährlich an standardisierten Vergleichsarbeiten in den Bereichen Lesen und Mathematik teilnehmen müssen.« (Wiarda 2005) Das Programm sieht vor, dass die Schulen mit gravierenden Nachteilen rechnen müssen, wenn die Schüler das Klassenziel verfehlen und nicht versetzt werden. Bleibt eine Schule hinter dem vorgeschriebenen Niveau zurück,

»erhält sie eine offizielle Verwarnung, nach einem genau festgelegten Stufenplan werden zum Teil drastische Gegenmaßnahmen eingeleitet. Zunächst werden die Lehrer zu intensiven Fortbildungen verpflichtet.

Bleibt der Qualitätssprung nach zwei Jahren trotzdem aus, beginnen die Strafen: Die Eltern erhalten das Recht, ihre Kinder auf bessere Schulen zu schicken – abnehmende Schülerzahl bedeutet weniger Geld für die Problemschule. Nach drei Jahren ohne Verbesserung muss die verwarnete Schule ihren Schülern private Nachhilfe finanzieren. Schneidet die Schule danach immer noch nicht besser ab, werden Lehrer entlassen, wird der Direktor abgelöst, die Schule direkt von der Schulbehörde übernommen, die ihre Verantwortung häufig auf private Managementfirmen abwälzt. Hilft auch das nichts, droht nach fünf Jahren die Schließung.« (Ebd.)

Darüber hinaus erhalten die Schulen 8 Prozent ihres Budgets aus Bundesmitteln – und diese werden nur gezahlt, wenn die Schule an dem eigentlich freiwilligen Programm teilnimmt.

Da die meisten Schulen also in ihrer Existenz von den Tests abhängen, machen die Lehrer in den letzten beiden Schuljahren nichts anderes, als die Leistungsfortschritte jedes Schülers kontinuierlich abzuprüfen. Für die Schüler bedeutet das: Fakten büffeln. Die Lernmethode der meisten Studenten – das haben sie bei der Bewältigung des Bewältigung des »No child left behind«-Programms gelernt – ist das *memorizing*, also das Auswendiglernen. Dass dabei kreatives Denken unerwünscht ist, versteht sich von selbst.

Die erste Generation der »No child left behind«-Schüler ist mittlerweile in den Universitäten angekommen. Im Unterricht zeigt sich die Schwierigkeit mit dem kreativen Denken im Bedürfnis nach glasklaren Erwartungsvorgaben an die Lehrenden, nach einem ganz engen Gerüst, an dem sie sich entlanghangeln können. Und sie verweisen explizit und mit funkelndem Blick darauf – etwa in den Sprechstundenbesuchen – dass sie entweder A-Studenten seien oder »ein A bekommen müssten« bzw. verdienten. Diese Anspruchshaltung lässt sich als *soft carpet syndrom* beschreiben – (auch) die (akademische) Welt solle bequem und kommod sein, wohl geordnet und genauso wohlrig, wie die populären und allüberall ausgelegten flauschigen Teppiche. Auf derlei ›Vernuckelung‹ habe man einen Anspruch – und der wird aggressiv eingefordert.

Die Anspruchshaltung basiert auf einem Kunden-Dienstleister-Denken: Studenten zahlen Studiengebühren, die sogenannte *Tuition*, und erwarten dann, dass sie sich damit auch einen gu-

ten Abschluss eingekauft haben. Man kann den deutschen Kollegen, die nun mit Studiengebühren entrichtenden Studenten konfrontiert werden, schon sehr die Kreativität meiner Kollegin Loril wünschen: Sie macht den maulenden Studenten klar, dass sie nur einen Bruchteil dessen zahlten, was ihre Ausbildung kostet – die Studiengebühren reichten gerade einmal für den Hausmeister, Wasser, Licht und vielleicht einen Teil der Verwaltung. Vielmehr trage der Staat Texas und damit der texanische Steuerzahler die Hauptkosten, und insofern seien eher der Staat und die Steuerzahler die Kunden. Die Universität sei Dienstleister für den Staat Texas, der es sich leisten würde, ausgebildete Bürger wertzuschätzen. Insofern seien die Studenten nicht Kunden, sondern vielmehr das Rohmaterial, das die Uni dem Kunden bereitstellt. Die Dozenten dagegen seien die Arbeiter, die die Verpflichtung hätten, gute Arbeit abzuliefern, d.h. gut zu unterrichten. Aber sie haben keinen Einfluss darauf, ob das Rohmaterial brüchig oder geschmeidig ist.

Meine mütterliche Kollegin Bonnie ist davon überzeugt, dass die heutigen Studenten die Überbemutterung und klaren Leitlinien deshalb so aggressiv einforderten, weil ihnen überall und ständig die egoistische Spielart des amerikanischen Individualismus eingebläut werde: dass jeder seines Glückes Schmied sei, dass jeder etwas Besonderes sei und alles erreichen könne. Weil sie aber im Grunde davon überzeugt seien, dass sie selbst mitschuldig am Versagen seien, dies aber nicht zugeben können – weil man dann eben doch nichts Besonderes wäre (›Vielleicht bin ich zu dumm oder zu faul und eben überhaupt nicht *special*‹) –, werde die Verantwortung abgeschoben. Und zwar nicht auf den Staat oder die Bildungspolitik, sondern auf die Lehrkräfte, von denen man eine Überbemutterung einfordert.

Das Fehlen eines gesellschaftlichen Diskurses, in dem man allgemeine Faktoren und Umstände benennt, die zu Ungerechtigkeiten und Ungleichheiten führen, stärkt wiederum die egoistische Variante der individualistischen Ideologie. Weil diese Rundum-Überbemutterung aber nicht geliefert werden kann (weil es immer ein Versagen gibt), hat das Jammern kein Ende.

Damit verbunden ist eine andere Beobachtung, die ich bei den meisten texanischen Studenten gemacht habe – nämlich die Schwierigkeit zu abstrahieren. Zumeist haben sie Schwierigkeiten, dem Argument eines Textes zu folgen und dann dazu Stellung zu

nehmen. In der Regel schreiben sie sogenannte *responses*, d.h. individuelle Reflektionen darüber, was der Text ihnen emotional sagt. In Meinungsäußerungen stehen vor allem emotionale und persönliche Bezüge im Vordergrund, weniger eine distanzierte und analytische Herangehensweise – der sezierende Blick. Ich erinnere mich beispielhaft an einen Text über österreichische Popmusik, den ich in meinem Seminar zu European Studies diskutieren wollte. Der Autor hatte ein recht simples Schema aus sechs Kategorien von Musikern entwickelt, das er auf die österreichische Popmusik anwandte: vom Liedermacher bis zum Kommerzmusiker. Meine Frage an die Studenten lautete: »Inwieweit macht dieses Schema Sinn?« Da die Studenten über kein Hintergrundwissen zur österreichischen Popmusik verfügten, das über den Text hinausging, bat ich sie, das Modell auf die amerikanische Popmusik anzuwenden. Dies erwies sich als äußerst schwierig. Anstatt die amerikanische Popmusik daraufhin zu prüfen, ob es auch dort Musiker gibt, die sich etwa als Liedermacher beschreiben lassen, oder ob es nicht ganz andere Kategorien gibt, ging es den Studenten nur darum, ob ihnen die Musik gefällt – immer, wenn jemand ein Beispiel eines amerikanischen Musikers nannte, ging es nur darum, das dessen Musik »awesome« sei oder »it sucks.«

Typisch ist hierbei, dass texanische Studenten zumeist Schwierigkeiten haben, jenseits von sich selbst zu denken. Sie betrachten sich als das Zentrum der Welt und tun sich schwer damit, sich emotional und intellektuell in den Anderen hineinzusetzen. In erster Linie geht es um Pragmatik, um *Feelgood*, nicht um *Understanding* oder *Knowledge*.

Diese Art, mit der Welt umzugehen, unterscheidet sich von der in Deutschland gepflegten Sucht, etwas durch Analyse und Beleuchtung zu zerpfücken und von allen Seiten her zu kritisieren. Diese beileibe nicht nur individuelle, sondern kulturelle Differenz, zeigt sich auch bei den Nachbesprechungen zu den Zwischenprüfungen: Die Studenten erwarten stets eine praktische, konkrete Situation, aus der sie dann eine Theorie entwickeln können. Das ist nun eigentlich die übliche Prozedur in meiner Disziplin, der Ethnologie: Auch wir gehen explorativ vor, d.h. wir entwickeln unsere Theorien – anders als andere Disziplinen – aus den praktischen Felderfahrungen heraus. Der Schritt von dieser praktischen Erkenntnis zur Abstraktion in Typologien – und von den

Typologien wieder zurück zum praktischen Feld – verlangt von den meisten Studenten aber eine Abstraktionsfähigkeit, die Ihnen unverständlich ist. Diese ganz in der Tradition der Lateiner stehende Forderung, verschiedene Ideen dieser oder jener Denker wiederzugeben und sie in andere Kontexte zu übertragen, zeitigt nur selten Erfolge.

Dieser Zugang ist kulturspezifisch und erklärt sicherlich die Neigung amerikanischer Akademiker, so zu tun als ob man *unique* sei und das Rad immer neu erfände, wobei man sich aber nicht tief mit den Ideen Anderer auseinandersetzt, die eventuell schon länger über eine Sache reflektiert haben als man selbst und man davon auch profitieren könnte – jedenfalls tief und intensiv nachgedacht, und nicht nur oberflächlich, wo man dann mit angerissenen Versatzstücken hantiert, ohne sich aber ernsthaft darauf eingelassen zu haben.

Dies schließt auch an die amerikanische Geschichtsvergessenheit an, wobei ich nicht meine, dass das Land keine Geschichte hat, sondern dass Geschichtsbewusstsein im Alltag – auch im akademischen – nur eine untergeordnete Rolle spielt. Amerikaner sind eher vom horizontalen Ideal der Gleichheit als vom vertikalen Ideal der Hierarchie beseelt – und ein Hinabsteigen in den Brunnen der Geschichte ist wohl eher eine vertikale Angelegenheit. Die amerikanische Ethnologie beispielsweise zeichnet sich – im Gegensatz zur englischen, französischen oder deutschen – dadurch aus, dass sie nur ein unterentwickeltes Gespür für Historisches hat. Während man in Deutschland den akademischen Vorvätern häufig zu sehr huldigt, müssen amerikanische Studenten ihre eigene Genialität immer neu beweisen. Ich erinnere mich an die Reaktion eines Studenten, der mir auf meine Mahnung, dass man alte Autoren würdigen solle, entgegnet hatte, dass man an der Universität dazu angehalten werde, sich selbst und die eigene intellektuelle Leistung als einzigartig und neu darzustellen.

Die Behauptung des ständig Neuen und Originellen ist typisch amerikanisch. Sie erfordert es, schon einmal erzielte Erkenntnisse zu verschweigen, zu vergessen. Der spezifische Originalitätskult in der Akademie ist dabei offensichtlich in die Grundwerte der amerikanischen Kultur eingebettet, in der jeder, der bestehen will, beweisen muss, ein *hero* oder *something special* zu sein.

Ich will damit nicht sagen, dass die amerikanische Herangehensweise des überblicksartigen Anreißens von Positionen Ande-

rer und der Vernachlässigung des historischen Moments falsch, schlecht oder nachteilig ist. Sie hat auch Vorteile, weil mehr gewagt wird, vernetzter und kreativer gedacht wird und vielleicht auch mutigere Entwürfe eine Chance bekommen, während man sich in Deutschland zu kleinkrämerisch in Detail verliert, sich an kritischen Details festbeißt, lustvoll Grundsatzdebatten führt, am Text klebt, sich nicht davon löst und Probleme damit eher vor sich herschiebt als sie beherzt anzugehen. Aber es sind kulturelle Unterschiede.

In Europa bedrängt mittlerweile die amerikanische Art zu denken und akademisch zu arbeiten als Leitmotiv aber ältere, historisch und theoriebelasteter ausgerichtetere Denkweisen, etwa die der Humboldt'schen Akademie. Ganz sicherlich fügt sich diese Entwicklung auch mit der Ökonomisierung der Wissenschaft zusammen, und damit auch mit der Denunzierung von Tiefe als altmodisch und verzopft, was ja in Zeiten von Bologna gerade die Geisteswissenschaften zu spüren bekommen. Was hier denunziert wird, ist nicht von ungefähr eine nicht ausschließlich marktkonforme und ergebnisorientierte sowie sofort verfügbare, an unmittelbaren Problemlösungen orientierte, gewissermaßen pragmatische Form des Denkens, sondern eben zeitintensive Methoden, ergebnisoffene Forschung und komplizierte Auseinandersetzungen mit historischen Ursachen.

Kulturvergleiche

Sicherlich ist meine Erfahrung mit dem amerikanischen Bildungssystem maßgeblich durch den Zeitgeist beeinflusst, in der ich als Professor an zwei amerikanischen Universitäten tätig war: generell die Jahre nach dem 11. September und ganz besonders während des Beginns des Zweiten Irakkrieges im Frühjahr 2003 in New York, und danach bis Frühjahr 2005 am Department of Germanic Studies der University of Texas in Austin. Ich will hier nicht auf die zeitgeschichtlichen Hintergründe eingehen, sondern auf Stimmung unter Professoren meines eigenen Faches, der Ethnologie – eines Faches, das der liberalen Tradition, dem Kulturvergleich, dem Relativismus und dem kritischen Blick auf das Eigene besonders verpflichtet ist. Hierbei muss angemerkt werden, dass *liberal* nicht mit dem deutschen Begriff übereinstimmt, so wie ihn

beispielsweise die FDP für sich in Anspruch nimmt. *Liberal* ist seit den Zeiten Ronald Reagans ein Kampfbegriff geworden und umfasst heute in den USA all das, was nicht dem medienbeherrschenden nationalkonservativen Mainstream entspricht. Wenn man dies auf das deutsche Parteienspektrum überträgt, dann umfasst *liberal* die sozialstaatlich inspirierte CSU genauso wie das kommunistische Forum einer Sarah Wagenknecht. Darüber hinaus wurde dem Liberalismus durch 9/11 die Facette des Anti-amerikanismus angedichtet. Darunter ist jegliche nichtkonforme oder gar offen kritische Haltung zur Politik der Regierung zu verstehen, die aus jedem Kritiker einen willfährigen und idiotischen Helfer des Terrorismus macht.

Unter der liberalen Professorenschaft jedenfalls kursierte, sozusagen als ›Berufsfolklore‹, plötzlich das Motiv der abgehörten Telefone. Mein Kollege Brad in New York erzählte mir beispielsweise, dass er davon überzeugt sei, dass man sein Telefon abhöre (*tapped*), weil er mit einem berühmten Bush-Kritiker befreundet sei. Seither jedenfalls habe sich der Ton in der Leitung geändert und Gespräche würden öfters unterbrochen. Auch der befreundete Bush-Kritiker selbst sei sich sicher, dass man ihn abhöre. Brad entschuldigte sich damit, dass er vielleicht unter Verfolgungswahn leide. Meine Kollegin Hannah dagegen, die ich auf den Topos der abgehörten Telefone ansprach, zeigte sich verwundert und meinte, ihr sei dieser Gedanke noch nie in den Sinn gekommen, aber eigentlich liege es auf der Hand, denn jetzt könnten »die« dies ja tun – nach dem *Patriot Act* sei »das« erlaubt. Zwei Tage später erzählte sie mir aufgeregt, jetzt sei auch sie vorsichtig, denn sie habe gerade in einer öffentlichen Telefonzelle einen Aufkleber gesehen, der besagt: »This phone is tapped.«

»Sie«, das sind Justiz, Polizei und FBI, die durch den *Patriot Act* mit weit reichenden Befugnissen ausgestattet wurden, um den Staat vor Terrorismus zu schützen. Dazu gehören Telefonüberwachung ohne richterliche Anordnung, das geheime Kopieren von Computerdaten oder das Abhören vertraulicher Gespräche zwischen Untersuchungshäftlingen und ihren Anwälten durch die Ermittler.

Ob Brad, Hannah und die anderen Kollegen, die mir von ähnlichen Ahnungen erzählten, von Verfolgungswahn gequält wur-

den oder nicht, und ob man sie tatsächlich abgehört hatte,⁷ ist dabei vorerst ohne Relevanz. Allein die Tatsache, dass darüber geredet wird, macht die Abhörung zur sozialen Tatsache.

Die Bespitzelung unliebsamer Akademiker (und anderer Bürger) ist in den USA kein ausschließliches Phänomen der Gegenwart, sie schließt vielmehr an historische Vorläufer an. In der McCarthy-Ära von 1948 bis etwa 1956 wurden aus Angst vor dem sowjetischen Feind die des Kommunismus verdächtigen Bürger überwacht, vor Kommissionen geladen und zahllosen Diskriminierungen ausgesetzt. Auch damals ging es nicht nur um eigentliche Kommunisten oder Sozialisten, so wie es heute auch nicht um nur Terroristen oder Antiamerikaner geht – sondern um das, was man während der RAF-Hysterie im Deutschland der 70er-Sympathisanten nannte: das gesellschaftliche Vorfeld, ohne genau zu benennen, was dieses Vorfeld ausmachte, und wer ihm angehört – es kann jeder sein. Gerade diese Unbestimmtheit macht die Begriffe so wirksam.⁸

Einige Monate später, ich war bereits in Texas, nahm die ›Fachfolklore‹ eine andere Wendung. Auf einmal war nicht mehr vom Abhören der Telefonate die Rede, sondern von der Bespitzelung

-
- 7 Im Mai 2006 wird enthüllt, dass der US-Geheimdienst NSA seit dem 11. September 2001 tatsächlich heimlich Milliarden Daten über die Telefongespräche vieler Millionen US-Bürger gesammelt hat.
 - 8 Es ist kein Wunder, dass heute vor allem solche Ethnologen von *Watch Groups* wie der konservativen *American Council of Trustees and Alumni* (die übrigens von Lynn Cheney, der Ehefrau des heutigen Vizepräsidenten, mitgegründet wurde) auf dem Index gesetzt wurden, die sich analytisch und kritisch der eigenen Kultur und Politik zuwenden: Zum Beispiel Bill Beeman, einem Spezialisten der amerikanischen Politik im Mittleren Osten und der amerikanischen Militärpolitik im Allgemeinen, und Hugh Gusterson, der die Kultur amerikanischer Atomwaffenentwickler untersuchte. Denn das Grundkapital der Ethnologie besteht nach wie vor darin, einen kulturrelativistischen Blick einzunehmen und kulturvergleichend zu arbeiten. Wendet man diesen Blick aber auf das Eigene (also das Amerikanische) an, dann liegt es auf der Hand, worin eine Gefahr für das amerikanische Sendungsbewusstsein stecken könnte – in der Möglichkeit, das Eigene nicht als gottgegeben und als Maßstab aller Ordnung zu nehmen, sondern andere Welten als ebenso sinnvoll und möglich zu erachten und zu würdigen (Sieber 2005).

lung der Professorenschaft durch sogenannte *Watch Groups*. Das sind Gruppen konservativer Studenten, die neokonservativen Personen, Organisationen und Think Tanks nahe stehen und informelle Listen unliebsamer radikaler Professoren anlegen, denen man fehlenden Patriotismus, Illoyalität, ideologische Rigidität, Antiamerikanismus und eine Haltung gegen die Republikanische Partei vorwirft. Der Begriff des *liberals* wurde in Texas durch den des *radical* ersetzt, bezog sich aber ebenfalls auf nicht rechtskonservative Professoren. Diese Listen zirkulieren im Internet, ihre Autoren gerieren sich als Opfer einer linken Verschwörung.

Über einen Zeitraum von zwei Jahren konnte ich eine zunehmende Problematisierung dieser Bespitzelung unter meinen Kollegen feststellen. Typisch dafür ist Lois, die mir zu Beginn meiner texanischen Zeit im Sommer 2003 stolz erzählte, dass sie in ihren Kursen kein Blatt vor den Mund nehme, wenn es darum gehe, die gegenwärtige Politik zu problematisieren. Lois ist weder Kommunistin noch eine illoyale Staatsbürgerin, sondern eine gute und stolze Amerikanerin, sie backt Cookies und ist Mutter eines Cheerleaders. In Deutschland wäre sie sicherlich dem rechten Flügel der SPD oder dem sozialstaatlichen Block der CDU zuzuordnen. Aber sie hält den Irakkrieg für einen Fehler und die Bush-Regierung für korrupt.

Am Ende meiner Zeit in Austin wurde Lois zunehmend resignierter und äußerte sich dahingehend, dass sie sich »jetzt zweimal überlege«, welche Themen sie im Unterricht anspreche, und welche nicht.⁹ Dabei konnte sie nicht mit Sicherheit sagen, ob sie tatsächlich Nachteile durch ihre Offenheit im Unterricht erlebt habe. Ein abgelehntes Forschungsprojekt konnte genauso gut damit zu-

9 Eine Parallele zwischen der McCarthy-Ära und Post-9/11 ist, dass weniger die kritischen Publikationen der Akademiker in der Kritik stehen als vielmehr die Freie Rede im Unterricht, die medialen Stellungnahmen oder das gesellschaftliche Engagement: kurz, alle Tätigkeiten der Akademiker als Intellektuelle. Ein Beispiel aus der McCarthy-Ära ist der in seinen Schriften durchaus kritische Ethnologe Leslie White, der außerakademischen Aktivismus ablehnte und nur für ein kleines akademisches Fachpublikum schrieb. White wurde in der McCarthy-Ära zwar überwacht, aber weder vor eine Anhörungskommission geladen noch anderen Verfolgungsmaßnahmen oder Nachteilen ausgesetzt (Sieber 2005).

sammenhängen, dass der Antrag nicht gut geschrieben war oder man zuviele Konkurrenten hatte, die alle um dieselbe Ausschreibung buhlten. Wer wusste das schon?¹⁰

Die intellektuelle Landschaft an der University of Texas ist heute durch solche Entwicklungen gefährdet und das Eichmaß der Freiheit wird selbst dort verschoben – der bisherige Mainstream, den Lois exemplarisch verkörpert, gilt auf einmal als radikal.

Die Angst vor der Bespitzelung, die Geschichten, die anderen Kollegen widerfahren waren und das Wissen um den Zusammenhang der Watch Groups mit konservativen Organisationen hatte ein Klima der Einschüchterung geschaffen, in dem Selbstzensur blühen konnte, die wirkungsvoller war als konkrete politische Verbote oder Maßregelungen.

Das Perfide an der Bespitzelung durch Watch Groups besteht darin, dass es sich hier nicht wie in der McCarthy-Ära um Agenten des FBI handelt, sondern um freiwillig denunzierende Überzeugungstäter, die nicht aus dem Staatssäckel bezahlt werden müssen, sondern von privaten Organisationen finanziert werden. Die Ethnologin Janine Wedel (2002) hat dafür den Begriff der *flex*

10 Eine weitere Parallele zur McCarthy-Zeit ist die Unsicherheit der Akademiker darüber, ob eine abgelehnte Beförderung, eine nicht genehmigte Finanzierung oder ein anderes berufliches Unglück tatsächlich der Überwachung und Kujonierung durch staatliche Dienste geschuldet ist. David Price hat in seinem Buch *Threatening Anthropology: McCarthyism and the FBI's Surveillance of Activist Anthropologists* (2004) eindrücklich aufgezeigt, wie intransparent die Prozesse und Netzwerke zwischen FBI, Universitätsverwaltungen, missgünstigen oder ideologisch überzeugten Kollegen und rachsüchtigen Studenten waren, die in der McCarthy-Ära zur Zerstörung von Karrieren geführt haben. Auch wenn mit Prices' Buch diese schwarze Facette der amerikanischen Fachgeschichte zum ersten Mal thematisiert wird, so ist doch zu vermuten, dass das Wissen um mögliche Nachteile gewissermaßen Bestandteil des »schlummernden« Wissens der amerikanischen Anthropologie war und dazu beitrug, dass die *Activist Anthropology* nach den McCarthy-Jahren erst einmal diskreditiert in der Versenkung verschwand. Man könnte vermuten, dass es lebensweltliche Erfahrungen waren, die dazu führten, dass man sich in den Folgejahren generell von der eigenen Kultur als einem Untersuchungsobjekt abwandte (Sieber 2005).

organization gewählt, in denen die Akteure nicht eindeutig der staatlichen oder der privaten Sphäre zugeordnet werden können, sondern multiple Rollen innerhalb und außerhalb des staatlichen Systems einnehmen. Man könnte vermuten, dass die Überzeugung der Denunzianten – das staatsbürgerlich Richtige zu tun – an das in die regulierte und gleichartige Vorstadt eingeübte konformistische Ethos anschließt.

Die kosmopolitische Weltoffenheit und der Humboldt'sche Geist, einst von den Lateinern in das Land der Freiheit gebracht, hat sich dem Provinzialismus und der extremen Selbstbezogenheit der *Watch-Group*-Mentalität ergeben. Ob das so bleiben wird, steht in den Sternen. Die Tatsache aber, dass es der Kontrolle bedarf, um den Geist zu bändigen, lässt hoffen.